

über Blut als Tondichter: „Blut hat so früh angefangen, erntlich zu komponiren, trotz eines gewissen Talentes merkt man immer, daß das jugendliche Aufbrauen sich nicht durch solche Regionen getrieben hat; die Schläfen sind nicht vom edlen Metall getrennt; er hat kein Gehirn nicht abgedummt.“

Die Furcht der Thiere vor ihren Feinden. Einer naturwissenschaftlichen Blauberei der „Süd. Zig.“ über dieses Thema entnehmen wir die folgenden interessanten Mittheilungen: Es giebt für den Vogelfreund kaum einen betrüblicheren Anblick, als wenn er sich einmal verlesen läßt, einen jungen Waldvogel, der „noch nicht allein freisen kann“, mit nachhause zu nehmen. Das Thierchen sitzt traurig auf seiner Stange und löst fortwährend ein leises Piep, einen Laut des Singers und der Klage, aus, aber keine Sorgfalt und keine Bemühung bringt es dahin, Futter vor seinem Pieger anzunehmen. Und derselbe junge Vogel freist drei Wochen früher, wo er noch halb nackt im Neste liegt, Bienen oder anderes Futter ohne Anstand aus der Hand jedes beliebigen Menschen, wenn es ihm nur bequemt, etwa mit einem Stäbchen, in den Schnabel gesteckt wird — wenn seine Eltern nicht dabei sind. Kommen aber die alten Vögel dazu, so klammern sie anständig um das Nest, indem sie fortwährend Warnungsrufe laut werden lassen. Dann ändert sich die Haltung der jungen Thiere sofort; sie ducken sich ängstlich zusammen und nehmen nichts mehr von dem Fremden an, und von da an fangen ihnen der Mensch überhaupt kein Futter mehr beizubringen. Es scheint also, daß das „Nesthirschenfremden“ der jungen Vogel eigentlich ein „Nesthirschenfremden“ ist; sie sind von ihren Eltern nicht gewohnt, und es ist ihnen tief eingepreßt, daß sie eben nur von ihren Eltern Futter anzunehmen haben. Diese Lehre fällt so leicht, daß sie eher verstanden, als daß sie ihre Furcht fähren ließen; erst wenn sie sich durch Alleinreisen von der elterlichen Bevormundung frei gemacht haben, unterscheiden sie ihre Nahrung selbständig, und dann nehmen sie dieselbe auch im Käfig. Das eigentlich Anstößliche wäre also in diesem Falle nicht die Furcht — sie ist angelehrt —, sondern das Verständnis für den elterlichen Warnungsruf. Und das können wir selbst den jungen Thieren in etwas nachzählen, denn auch und sind menschliche Angestellte ohne weitere Erklärung verständlich, und sie wirken ansehend. Der Warnungsruf Kublon in La Plata hat einige recht interessante Beobachtungen hierüber veröffentlicht. Nach ihm wirkt der Warnungsruf der Eltern sogar schon auf das Junge, welches noch im Ei sitzt und unter leiserem Piepen mit dem Schnabel die Eierhülle zu durchbrechen anfängt. Sehen die alten Vögel den Menschen, der diesen Vorgang beobachtet, so warnen sie, und augenblicklich verstummt das Thierchen im Ei, stellt sein Piepen vor sich hin und verhält sich längere Zeit ruhig. Eine wilde Waldtaube, die von halbzahnen Kaufstausen ausgebrütet wurde, hatte kein instinktives Verständnis für ihre Zusammengehörigkeit mit den Vögeln — Eltern noch auch für deren Sprache. Sie hielt sich abseits von ihnen und nahm nicht den Grad von Scheu an, welchen die halbzahnen Kaufstausen noch besitzen, sondern ließ den Menschen ruhig an sich heran kommen. Sondern fing einmal eine Brut eben ausgeflorener Handb. (amerikanischer Stauhe). Sie suchten sich ihr Futter selbständig, konnten aber keine Furcht vor ihren natürlichen Feinden. Nur wenn Kublon den schnarrenden Warnungsruf des alten Stauhe's ausstieß, stürzten sie erdrückt auf ihn zu und verhielten sich, als seien sie Furcht vor dem Menschen. „Hätte ich, sagt er, einen Menschen in gelbe Händer geteilt und jemand bei seinem Erdrücken den Warnungsruf ausgehört, so zweifle ich nicht, daß die Thiere bald eine „instinktive“ Furcht vor gelb gefärbten Menschen bekommen haben würden.“

Der Sklavenhandel in Marokko befindet sich in einem blühenden Zustande, wie ein von der British and Foreign Anti-Slavery Society veröffentlichter Brief aus Marokko vom Juni 1892 beweist. Ende März langte in Tadmüt (nördlich von Marokko) in der Sahara eine Karawane aus Timbuktu an, welche keine Raaren, wohl aber 400 Sklaven, namentlich junge Mädchen und Knaben, brachte. So groß war infolgedessen die Zufuhr von Sklaven in der Stadt Marokko, daß, statt zweimal in der Woche, der Sklavenmarkt vom 2. April bis 14. Mat täglich abgehalten wurde; dabei gingen die Preise herab und schwanken von 200 bis 250 Maro für Kopf. Die 43 Knaben, welche während des Ramadanfestes in die Stadt kamen, um dem Sohne des Sultans Geschenke zu bringen, kauften ein jeder für

diesem drei Mädchen und zwei Knaben, zusammen über 200 Sklaven. Und dieser Sohn steht im Alter großer Graumkeit und arger Valtur, so daß das Loos jener Sklaven sehr bedauerliches sein wird. Im Verlaufe von zehn Tagen wurden über 500 Sklaven an auswärtige Händler verkauft, die vom Hof, aus Tadmüt und aus andern entfernteren Gegenden eingetroffen waren. Der Briefschreiber war selbst Zeuge, wie drei junge Negermädchen, die aus ihrer ferneren Gegend kamen und deren Sprache man nicht verstand, trotz ihres Widerstandes und Wehens auseinandergerissen und jede an einen andern Herrn verkauft wurden. Auch zur Züchtung werden Sklaven verkauft, da die erwarteten Kinder ein guter Verkaufsgegenstand sind, und da man Vorken in Marokko nicht kennt, vererbt man dort sein Geld. Die Gruben müssen alle, schon vererbte Sklaven herstellen und damit für den Ort nicht verrothen, wo der Schatz liegt, vergiftet man sie nach gethauer Arbeit.

Das elektrische Biegelstein. Die neueste Erfindungsgattung der Haus-Elektrizität, das elektrische Biegelstein, vertritt sich mit dem Gebrauch der jetzigen Blättchen verknüpften Hebelstämme zu versehen. Nach der Ansicht für Elektroden besteht dieselbe aus einem hohen, mit Sandpapier versehenen Körper, in welchem eine Anzahl Metallstreifen angeordnet sind. Diese Metallstreifen werden nun der Reihe nach mit einem durch den Sandpapier eingeführten Leitungsdraht und mehrere Arbeitslagen abwechselnd in zweckmäßiger Weise umwickelt, worauf das andere Ende des Drahtes ebenfalls durch die Öffnung im Sandpapier wieder nach außen abgeführt wird. Schaltet man nun die beiden Drahtenden an eine elektrische Leitung an, so werden die Sterne durch den die Umwicklungen durchdringenden elektrischen Strom erhitzt und die Erwärmung überträgt sich von den Sternen auf das Biegelstein selbst oder auf die Sterne tragende Biegelplatte, die lauter und gleichmäßig warm bleibt.

Ein geniales Injunkt veröffentlicht ein Amerikaner in einem neuyorker Blatte: „Ich habe die Ehre, meinen Freunden und Bekannten anzudeuten, daß der Tod mir gelteht meine theure Frau gerade in dem Momente entlieh, wo sie mit einem Sohn (sente, für den ich mir eine gute Amme suche, in Erwartung, daß ich eine neue Lebensgefährtin finde, die jung und schön ist und wenigstens 20,000 Dollars besitzt, um mir zu helfen, meine sehr renomirte Wäschehandlung zu leiten, die ich auf einem Ausverkauf liquidiren werde, ehe ich in das neue Haus, das ich bauen ließ, Nr. 174, in der 12. Avenue, einziehen werde, wo ich noch prächtige Appartements, von 500 Dollars angefangen, vermiethe.“ Das ist doch genügend vielseitig. In einer einzigen Annonce macht dieser Herr dem Publikum bekannt: 1. den Tod seiner Frau; 2. die Geburt eines Sohnes; 3. daß er eine Amme sucht; 4. den Wunsch, sich zu verheirathen; 5. das Alter und die Mittelt der verjüngten, die er beirathen will; 6. eine Bekanntschaft mit einem Geschäft; 7. einen Ausverkauf; 8. den Wechsel der Wohnung; 9. den Bau eines Hauses und 10. die Vermietung von Zimmern. Vollständiger kann man es nicht mehr machen.

Verfreut. Die Baronin Blottwell hat einen Heilmittler zu einer Abtheilung angefordert. Dieser ist sehr zeittun, stellt seine eine Melodie, läßt die Wäde zur Decke schweifen und sende Portnerin muß auf seine Worte warten. Die Baronin wird endlich ungeduldig und ruff: „Nun, mein Herr, was spielen Sie?“ „Die Cavatine von Hoff.“

Zur Fremdwörterfrage. Der Unterrichtsminister von Preußen hat dem Schülern eines Odet, in dem ein Einbruchsdiebstahl stattgefunden noch den „Antecedenten“ eines Ortsangehörigen, der im Verdacht steht, die That begangen zu haben. Der Schullehrer antwortet: „Seine Antecedenten sind längst todt, waren aber, so viel ich erfahren konnte, ganz adäquate Leute.“

Neue Sorte! Majchfrau: Wo müßt du denn mit den Cigarren hin, Nina? — Mäherin: Es sind keine Cigarren in dieser Kiste, sondern ein Paar Kottierelenden. — Kottierelenden, was sind das für Wäde? — Mäherin: Solche, an welchen alle vier bis sechs Wochen der Einatz erneuert werden muß.

Ihr Ritter. Denken Sie sich, Ihr Freund hat sich in unverständlicher Weise über mich geäußert: er sagte, ich wäre eine amerikanische Uebertreuerin. Sie werden mich doch in Schutz nehmen? — Genuß, natürlich! Ich werde ihm entstehen erklären, daß Sie keine Amerikanerin sind.

Ein munterer Geselle. Handwerksbursche zu einer Regelschule: „Ein armer Kellner bittet um ein Schafgeb.“ (Man sammelt und giebt dem Handwerksburschen ein Mark). „Glauben die Herren vielleicht, daß ich jetzt mitschiebe?“

Die böse Lieben. Er: „In's Gebirge müßt du diesmal?“ — Sie: „Genuß, und zwar in die Alpen, nicht in?“ — Er: „Alpen? Nach meiner Meinung wäre das Siebengebirge für dich passender!“

Unterhaltungsblatt der Gaale-Zeitung.

Nr. 197. Halle a. d. S., Mittwoch den 24. August 1892.

[14] Ein Ehrenwort.

Roman von L. Gaidheim.

Dann zeigte er nach dem Grabhügel drüben, dessen Rosen jetzt verblüht waren.

„Da liegt ihre Mutter begraben,“ fuhr er fort. „Ich habe die Frau nie gekannt, denn sie starb, ehe ich Rhenien kaufte. Als ich nun erstein male hier war, sah ich an dem Grabe dort das halberwachsene Mädchen mit einem Gärtner Blumen pflanzen und wandte mich um nach ihr, denn sie giß — ich hatte als Student — als junger Mensch, verbessert er sich, eine heißgeliebte Braut; der giß sie, und später sah ich diese Hehnlichkeit immer wieder, die Hehnlichkeit mit meiner ersten Liebe, meiner besten Liebe! Denn damals war ich noch jung, noch voll Vertrauen und glühendem Entzückens; damals hatte ich noch das Herz voll Ideale und den Kopf voll von Plänen, das Vaterland zu beglücken. — Doch — lassen wir das —! Aber sehen Sie, an alles Gute und Beste, was in mir geweilt ist, an meine arme Maria, die ich mit aller Kraft eines noch unverdorbenen Herzens geliebt habe, erinnert sie mich stets.“

Diese Arien grub die Nahrung und das Erinnern in Winzels's männliches, edles Antlitz.

„Und starb jene Maria —?“

„Ich weiß es nicht! — Ich habe nicht einmal von ihr erfahren können!“ rief er ungeduldig, wie unter nagenden Schmerzen.

„O, das ist hart! Aber wie war es möglich?“

Winzel öffnete schon die Lippen zur Auskunft. Doch er schloß sie sofort wieder, schweig eine ganze Weile und erwiderte dann leise: „Das kann ich Ihnen nicht sagen.“ Dabei baten seine Augen: „Zürne nicht, sie nicht argwöhnisch!“ und daneben eine tiefe Hoffungslosigkeit.

Sie schwiegen beide.

Ein sonderbarer Zwiepsalt in seinem Empfinden kam Trautmann zum Bewußtsein.

Er hätte Winzel mit vollstem Eifer und wahrer Freundschaft sich hingeben können, ihm helfen, ihn fördern, ihn gegen alle Welt verteidigen mögen, — und der Gedanke, daß Ulla ihn vielleicht doch dereinst lieben lernte, regte in ihm den angstvollsten Widerspruch auf.

„Wenn ich den Lieutenant noch treffen soll, — der Zug geht 1 Uhr, früher fährt der Baron von Lupken nicht — so muß ich jetzt eilen,“ sagte er endlich.

Winzel sah ihn verständnislos an, — erst jetzt fiel Trautmann ein, daß er ihm nichts von des jungen Trauh's Absichten für heute gesagt hatte. Winzel erichraf.

„Zum Herzog? Das Defizit einräumen? Halten Sie ihn zurück, eilen Sie! Darf ich hier bleiben? Sie erwarten? Dber besser — ich schide Ihnen meinen Wagen, Sie kommen heraus zu mir!“ rief er hastig. Ein Gebanke drängte den andern.

„Ja — ich komme! das ist besser,“ entschied Trautmann. Sie drückten sich stumm die Hände.

Es schien letzterem, als schäme sich Winzel jetzt schon seines Belanntnisses, wie einer Thorheit.

„Dereuen Sie Ihr Vertrauen nicht, Winzel,“ trieb ihn sein Herz, zu sagen, und dann setzte er plötzlich eben so impulsiv hinzu: „Ich verpöche Ihnen ehrlidie Freundschaft.“

Der andere nierte ernst und dankbar. Dann schwang er sich auf sein Pferd, das vom Reitknecht vor der Thür gehalten wurde und ritt mit diesem davon.

Der Landrath bog eben um die Ecke am Markt, er sah, daß Winzel bei Trautmann gewesen war.

Eilig kam er näher und wunfte schon von weitem.

Er sei ganz erkant, ganz fassungslös! ©Acredlich! gar nicht zu glauben! Trautmann sei ja aber, wie man höre, von Anfang an mit dabei gewesen. Und nachträglich erinnerten sich die Gäste der Prinzessin ja nun auch alle, wie sonderbar

es gewesen, daß Trautmann seinen Freund nicht zur Bahn begleitete und daß er so häufig und aufgeregt den Sanitätsrath gerücht hatte. Legteres hätten freilich die Aufwärter gewußt. Gottlob, daß Hobeit gestern abend nichts mehr erfahren! Wie rüchloslos von dem Geheimrat, sich gerade den gestrigen Abend zu seiner Verweisungsthat zu wählen. Natürlich Ungeduldensfähigkeit! Es sei schon längst gemuntelt, daß er an der Vorste spielte. — Wenn nur seine Kasse stimmte! —

Daß das sorgfältig behütete Geheimniß schon gar teins mehr sei, erzählte er mit Behagen und unverkennbarer Genugthuung, da er ja nicht mit im Vertrauen geweien.

Er begleitete Trautmann durch den Park und war ganz freundschaft; wie sollte er auch nicht, nachdem Hobeit die beiden Freunde gestern in einer wahrhaft frappirenden Weise ausgezeichnet hatte.

Aber um so mehr, lieber Trautmann, sollten Sie sich diesen unglücklichen, abgethanen Kerl, den Winzel, zum Leibe halten,“ jagte er dann vertraulich und nahm seinen Arm.

„Gott fleh' mir bei, ich habe mich ja selbst gründlich blamirt mit ihm, aber wenn es denn nun schon zutage ist, daß er sich unbefangener Weise in unsere Gesellschaft geschmeigelt hat, so müssen wir ihn eben auch sofort todt machen —, will sagen, alle, ohne Ausnahme, ihn nieder. Halbheit, lieber Trautmann, so ein gutmüthiges Nichtverlegenwollen, das ist nun einmal gründlich verfehrt. Er ist ja doch hin, der Gnadenstosß ist das Beste, was ihm passiren kann.“

Trautmann mußte lachen, so recht im plötzlich ausbrechenden Humor, und der Landrath lachte harmlos mit, weil Trautmann's Lustigkeit ihn ansteckte. Diesen prädelte es, den Landrath zu mystifiziren.

So hielt er an sich und sagte vollkommen ernst: „Aber Sie wissen doch, daß trotz aller Kunstreitergeschichten Winzel einem Allerhöchsten Herrn sehr nahe stehen soll?“

„Hat er Ihnen das erzählt?“ fragte der Landrath überlegen.

„Für so kindlich halten Sie mich hoffentlich nicht, daß ich mich mit Märchen abfinden ließe. Da Sie aber offenbar nicht im Vertrauen der Eingeweihten sind —“

„Eingeweihten?“ fuhr der Landrath zusammen, und seine Augen bohrten sich förmlich in die Trautmann's. „Ah, sollten Sie —?“

„Na, man hat auch seine Konnexionen! Aber wie gesagt, ich habe es vertraulich erfahren.“

„Ich glaub's nicht!“ rief der Landrath, schon ganz überzeugt.

„Das thut ich auch nicht,“ war Trautmann's kurze Antwort.

„Sagen Sie mal, lieber Trautmann, Ihr Vater ist ja wohl vortragender Rath im Ministerium?“

„Ministerial-Direktor, Herr Landrath, doch was hat das —?“

„Ah, Sie haben wohl aus erster Quelle geschöpft?“

„Ich bedauere, Ihnen nichts Näheres mittheilen zu können, lieber Landrath,“ war die geheimnißvolle Antwort.

„I! das ist ja riesig interessant!“

„Nun, nun, ich wiederhole: Sicheres darüber habe ich zwar Zeit noch nicht. Also — ich bitte —“

„Weißt! weiß! Werde schweigen, aber jetzt selbst spüren; habe auch meine intimen Quellen und gute Konnexionen!“

Ganz aufgeregt trennte sich der Landrath vor dem Schlosse von Trautmann.

Kopfschüttelnd verschwand er dann im Bestibül.

„Da sagt man: nil admirari!“ murmelte er.

Er glaubte, einem großen Geheimniß auf der Spur zu sein. Trautmann wandte sich der Villa zu. Alle Fensterläden

Siehe die Reaktionen verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Sabel in Halle a. d. S.



waren noch immer geschlossen, auch die Haustür; der dort postierte Diener sagte ihm, er habe Ordr, außer den Aertzen nur den Herrn Professor einzulassen.

Und sagte stecfte er den Schlüssel ins Schloß, dröbte vorsichtig jedes Geräusch vermeidend, um und ließ ihn eintreten. „Der gnädige Herr soll es ja vielleicht übersehen,“ flüsterte er zurückleidend und die Thür anzuehend mit gewichtigem Miene.

Eine lautlose Stille herrschte drinnen und wosflkühende Kübe, denn draußen war es sehr heiß.

Die erste Person, die Trautmann begegnete, war Ulfa, sehr bleich, verwesint, ja krank aussehend. Vor Erschütterung konnte sie zuerst gar nicht sprechen, bitterlich weinend lehnte sie sich an die Wand.

„O, wenn Sie wüßten, wie elend wir sind! Was es heißt, so Furchtbares zu erleben!“ schluchzte sie.

Dann nahm sie sich zusammen.

„Sie sind Oskar ein so treuer Beistand gewesen!“ flüsterte sie, ihm die Hand reichend; dann wunnte sie ihm und brachte ihn in den kleinen Salon, in welchem das Bild ihrer Mutter hing. Er sah nicht ein einziges mal dahin, sondern nur in ihr tief unglückliches Gesicht und die traurigen, — ach, so traurigen Augen.

Auch im Salon waren jetzt die Kaben geschlossen: nur oberhalb derselben drang das helle Tageslicht in das Zimmer und fiel auf ihr schönes, nachlässig frisirtes Haar.

„Das Unglück ist wie eine mit den Händen verwachsene Faust, wir müssen es tragen! Dagegen hilft uns nichts.“ Die da, meine arme Mama, sagte das so oft; sie war geduldig ergeben wie eine Märtchlerin. Wie viel fehlt mir dazu!“ sagte sie bedrückt.

„Und ich kann Ihnen so wenig Tröstliches sagen, Fräulein Ulfa. Wollte Gott, ich hätte Besseres, als meine Theilnahme.“

„Mehr kann keiner uns geben, und Ihre ist wenigstens echt.“ seufzte sie mit dem ihr eigenen herben Scepticismus.

„Wie sieht es drinnen?“ fragte er.

Sie gab Bericht; er lautete auf schwache Hoffnung.

„Das Härteste ist,“ sagte sie, ihre Hände fest an die kühnenden Schläfe pressend, „daß mein unglücklicher Vater zu wenig verstand, sich in die Menschen zu schiden. In seiner Verbitterung war er gewis selbst am meisten zu beklagen, denn glauben Sie mir, er litt schwer; er war mit sich und der Welt uneins und — wie sollte er auch anders? Die Menschen sind so süßlos, so schlecht und lügnertisch.“

„Fräulein Ulfa! Die Menschen sind gut und warmherzig in der Wehrheit. Glauben Sie doch um Gotteswillen nicht, was Sie da eben sagten.“

„So mögen wohl Glücklichere reden. Aber wir gehören nicht zu ihnen, und die Unglücklichen haben keine Freunde.“

„Das ist ein schwerer, verhängnisvoller Irrthum.“

„Mein, kein Irrthum! Mein Vater ist ein tief unglücklicher Mann gewesen; wo hatte er nur einen Freund? Selbst die arme Mama konnte nie Vertrauen und Liebe zu ihm fassen.“ Erbrochen hielt sie inne. Ganz verstört sah sie ihn an. Er las ihre Gedanken in ihren Augen. Sie fragte sich, wie sie dem fremden Manne heute schon wieder so viel Vertrauen schenken konnte? Trautmann ahnte nicht, daß die ganze Nacht ihr schlaflos vergangen war in der Neue, daß sie

gehört ganz vergessen hatte, wie fern er ihr bis jetzt gestanden, wie feindselig er ihr stets begegnet war.

„Seien Sie nicht so erschrocken, daß Sie mich wie einen wahren Freund behandeln, gnädiges Fräulein, ich möchte Ihnen beweisen, daß ich es bin.“

„Das thäten Sie gegen Oskar schon! Aber denken Sie nur von meiner armen Mama nicht schlecht, weil ich das sagte. Sie war noch so jung, als man sie an meinen Papa verheiratete, man zwang sie damit, dem älteren Mann zu nehmen; sie hätte ja auch nie gewagt, zu gehen, daß sie die heimlich verlobte Braut eines Rebellen gewesen war, den man kurz zuvor, nach einer Nachricht, welche die Zeitung ihr brachte, erschossen hatte. Ihr hat alles, alles damals gleichzeitig geschienen, bis sie — zu spät — zur Beirathung kam. Stellen Sie sich vor, ob diese Ehe eine glückliche werden konnte? O, und nun gar! Was haben wir gethan, daß das Unglück so über uns ist?“

Sie war wie getroffen in ihrem Schmerz, ihr Klagen führte ihn unbeschreiblich.

Trautmann wußte, der Geheimrath hatte seine Frau schlecht behandelt, so sagten wenigstens die Leute im Städtchen, da alle ihr ein gutes Zeugniß gaben und sie beklagten.

„Ich weiß nicht, wen ich mehr bedauern soll: Ihren Vater oder Ihre arme Mutter, Fräulein Ulfa!“ sagte er und bedauerte schon die Tochter mehr als beide.

„Aber das mügte! Ach, das ist ja mein Glend lebenslang gewesen! Oskar war im Arbeitshause, ich aber sah meine Mutter langsam sterben, hörte sie erzählen von dem erschossenen Jugendgeliebten. Dies Plaudern war das einzige kleine Glück, das ihr noch bis zum Tode nicht genommen werden konnte! Und als Mama dann gestorben war und Papa sich über ihre Leiche warf und rief: „Du wolltest nicht geliebt sein und du hast dennoch mein Herz immer befehen!“ — ach — als ich seinen zum Begräbnis erlebte, als er mir erzählte, wie sie oft im Schlaf den Vornamen jenes Mannes, Janosch hieß, er, gerufen und wie er dann Nächte lang gelauscht hatte auf dieses Namens Wiederkehr! O Gott, und ich erzähle Ihnen dies, aber ich kann nicht mehr, ich sterbe, wenn ich mich nicht auslagern darf.“ — Und dabei fing sie wieder bitterlich an zu weinen, doch ganz still, nur ihre Thränen flossen frommwele.

Wie ihn diese Fürbitte, diese verworrene Erzählung rührte. Wie ihre Augen, ihre Züge mitredeten. Er sah im Gesichte diesen liebeglühenden, vor Eifersucht rotenden Mann sein schlafendes Weib beherrschend, sah ihn zusammensinken, wenn es zärtlich, lebend, verweisselt seinen Mann rief, den man erschossen hatte.

Aber erschossen? Als Rebell erschossen? Wo? Er hieß Janosch, aber wo hatte die Mutter gelebt? Wie war sein weiterer Name?

Wie namenlos unglücklich mochte das junge Weib gewesen sein. Und hatte die Tochter nicht recht? Müßte man nicht mit diesem Gatten fühlen, der zu spät entdeckt, daß ihm das Herz der Geliebten nie gehört hat, daß sein Nebenbuhler ein Todter war, den sie nicht vergessen konnte? Und er, der Gatte, dem jede Gabe fehlte, das Herz der geliebten Frau zu erringen! Welche Tragik in diesem Hause! Und er hatte keine Frau dann schlecht behandelt. Trautmann fien alle Schilderungen ein, die man ihm von der schuen, kranken, freudlosen Frau gemacht hatte.

„Der Maler,“ sprach jetzt Elisabeth mit etwas unsichere

Stimme, „ist nicht mein Verwandter —“ sie schmeigte sich fester an den Arm, der sie umfaßte — ich heiße nicht Struhsner, ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich etwas von Ihnen verbeimlicht habe, es ist mein wahrer Name gewesen — sie hielt wie athemlos inne und fuhr dann rathlos fort — „ich bin Elisabeth von Othen, das Mädchen aus Hannover, nach welchem Sie mich neulich befragten, still! bitte, sage nichts, ich bin das unglückliche, reiche Mädchen gewesen, das unter der Schand, eben nur als das reiche Mädchen beachtet und begütert zu sein, unglücklich gelitten hat, ich bin es nicht mehr, jetzt, da ich mich demem Schutze, deiner Liebe hingeb, fällt diese Last des Reichthums von mir ab; der letzte Samers, den er mir bereitet, ist der, daß ich ihn nicht dir zu Füßen legen kann, ein armes Mädchen wird dein Weib, eine glückliche, erlöste Seele, vor der sich das Thor aller Barmen öffnet, das ich sonst ewig mir verdammen geglaubt habe.“

Kloßbach hielt Elisabeth verwirrt in seinen Armen. „Du, jenes Mädchen? du die Besitzerin jenes Erbes —“

„Ja bin es nicht mehr, wenn ich dein Weib werde, ach, ich verachte mit hoher Freude auf jenes Erbe, aber, geliebter Mann, sei nachsichtig gegen meine Mutter, sie wird den Gedanken nicht fassen können, daß ich deine Liebe jenem Reichthume vorziehe.“

„Ich kann dies alles aber doch nicht verstehen!“ rief Kloßbach und sah Elisabeth verwirrt ins Gesicht, da hörten sie einen lauten Jubel und auf dem Wege ihnen entgegeneilend, stand Struhsner winkend und lachend, vor der Thür des Gartens aber hielt der alte Emanuel und Struhsner rief ihnen zu, daß solchen Frau von Othen angekommen sei.

Einen Augenblick hand Elisabeth wie angewurzelt, dann eilte sie rasch dem Hause zu, die beiden Männer folgten langsamer.

Noch als Elisabeth ihrer Mutter ansichtig werden konnte, hörte sie rih die Thür des Hauses auf, da sah sie die häßliche Geuralt ihrer Mutter und auf dem Gesichte derselben die Spuren großer Erregung. Frau von Othen stand mitten in dem Raume, während Frau Gertrud, die vor der Thür stand, zu sprechen beabsichtigte, als das Fenster getrenn war ein verlegenes und entschuldigendes Gesicht der Scheltenen zumandte. „Du bist Elisabeth selbst,“ rief Gertrud wie erst. Das Mädchen eilte auf die Mutter zu, umschlang sie mit den Armen und legte den Kopf auf ihre Schulter.

Gertrud weckte Frau von Othen ihr Kind von sich ab, es schien, als ob der Jern sie fast der Müdigkeit zu sprechen beabsichtigte. „Ist dir das Ernst gewesen, was mir dein Brief berichtet?“ fragte sie endlich mit bebender Stimme.

„Ja, Mutter.“

Frau von Othen starnte das Mädchen einen Augenblick sprachlos an, dann schien der Jern dem Mitleid zu weichen; ihr schönes Kind, ihr reiches Kind hier da verlor, in finstern Unverstand sein ganzes Lebensglück zertrüben zu wollen! Thränen traten der Frau in die Augen. „Elisabeth, was willst du thun?“

„Elisabeth griff nach der Hand der Mutter und küßte sie. „Verne ihn nur erit kennen,“ dat sie.

„Einen Maler, einen unbekanntem dürftigen Maler und dein Vermögen!“ jammete Frau von Othen; sie hielt inne, als sie Struhsner eintreten sah in Begleitung Kloßbach's, dem der Maler bereits mitgetheilt hatte, daß Frau von Othen selber schon durch Elisabeth selbst von den Dingen hier Kenntniß erhalten hätte, schon ehe sie die Heile hierber am heutigen Tage angetreten habe.

Unwillkürlich suchten Frau von Othen's Blicke noch nach einem dritten Eintretenden, dieser schöne, elegante Mann mit dem sichern Goltung, das konnte doch unmöglich der unbekante junge Maler sein?

„Mein Freund Gotthard Kloßbach,“ stellte Struhsner vor.

„Der Maler,“ sprach jetzt Elisabeth mit etwas unsichere

Stimme, „ist nicht mein Verwandter —“ sie schmeigte sich fester an den Arm, der sie umfaßte — ich heiße nicht Struhsner, ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich etwas von Ihnen verbeimlicht habe, es ist mein wahrer Name gewesen — sie hielt wie athemlos inne und fuhr dann rathlos fort — „ich bin Elisabeth von Othen, das Mädchen aus Hannover, nach welchem Sie mich neulich befragten, still! bitte, sage nichts, ich bin das unglückliche, reiche Mädchen gewesen, das unter der Schand, eben nur als das reiche Mädchen beachtet und begütert zu sein, unglücklich gelitten hat, ich bin es nicht mehr, jetzt, da ich mich demem Schutze, deiner Liebe hingeb, fällt diese Last des Reichthums von mir ab; der letzte Samers, den er mir bereitet, ist der, daß ich ihn nicht dir zu Füßen legen kann, ein armes Mädchen wird dein Weib, eine glückliche, erlöste Seele, vor der sich das Thor aller Barmen öffnet, das ich sonst ewig mir verdammen geglaubt habe.“

Kloßbach hielt Elisabeth verwirrt in seinen Armen. „Du, jenes Mädchen? du die Besitzerin jenes Erbes —“

„Ja bin es nicht mehr, wenn ich dein Weib werde, ach, ich verachte mit hoher Freude auf jenes Erbe, aber, geliebter Mann, sei nachsichtig gegen meine Mutter, sie wird den Gedanken nicht fassen können, daß ich deine Liebe jenem Reichthume vorziehe.“

„Ich kann dies alles aber doch nicht verstehen!“ rief Kloßbach und sah Elisabeth verwirrt ins Gesicht, da hörten sie einen lauten Jubel und auf dem Wege ihnen entgegeneilend, stand Struhsner winkend und lachend, vor der Thür des Gartens aber hielt der alte Emanuel und Struhsner rief ihnen zu, daß solchen Frau von Othen angekommen sei.

Einen Augenblick hand Elisabeth wie angewurzelt, dann eilte sie rasch dem Hause zu, die beiden Männer folgten langsamer.

Noch als Elisabeth ihrer Mutter ansichtig werden konnte, hörte sie rih die Thür des Hauses auf, da sah sie die häßliche Geuralt ihrer Mutter und auf dem Gesichte derselben die Spuren großer Erregung. Frau von Othen stand mitten in dem Raume, während Frau Gertrud, die vor der Thür stand, zu sprechen beabsichtigte, als das Fenster getrenn war ein verlegenes und entschuldigendes Gesicht der Scheltenen zumandte. „Du bist Elisabeth selbst,“ rief Gertrud wie erst. Das Mädchen eilte auf die Mutter zu, umschlang sie mit den Armen und legte den Kopf auf ihre Schulter.

„Gnädige Frau —“, begann Kloßbach. Frau von Othen unterbrach ihn mit einer ungeduligen Handbewegung. „Ich kenne Sie nicht und möchte nicht, Sie kennen zu lernen,“ sagte sie schärf. „Je weniger Besuhungen wir später zu einander haben werden, desto besser für uns. Kloßbach! Ich kenne keinen Maler dieses Namens, doch ich halte es für schlimm genug, wenn das Handweert oder die Kunst,“ sie lächelte etwas höflich, „welche Sie treiben, Sie so weit aus dem Verbanne dieser Familie getrieben hat, daß Sie sogar den Baronstitel fallen lassen müßten.“

„Struhsner!“ rief Kloßbach fast drohend. „Ich breche dich frei,“ ludete Struhsner. Er trat noch einmal vor die erärrnte Dame und sprach in fast übertrieben respektvollem Tone: „Ich erlaube mir, die kurze Vorstellung meines Freundes von vornhin etwas näher zu modifiziren; erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen meinen Freund, den künftigen Premier-Lieutenant bei den . . . ten Dragonern, Baron Gotthard Kloßbach, vorstelle. Er kam als mein Freund hierber, wir wollten zusammen malen; ich liebe nicht, daß sich in meinem Hause Besuhungen unter meinen Häfen umhinnen, welche den Ansehen einer unbescholtenen Berechnung an sich fragen könnten; ich wüßte durch Ihren Brief, daß Ihr Fräulein Tochter nur mit einem Offizier eine Ehe schließen sollte, darum hielt Kloßbach in Elisabeth's Augen nur mein Freund, der Maler Kloßbach, und da ich nicht wußte, wie weit die Lodung des bösen Rammons aus ein edles Herz irreführen könnte, so war Ihre Tochter für Kloßbach nicht Fräulein von Othen, sondern Elisabeth Struhsner, meine Nichte. Ich gedachte nun zu handeln, mit dem Schmerz lebe ich, daß ich nichts weiter angerichtet habe, als Sie zu ergrünen.“

Frau von Othen sah sich der Schall, der sich zu einer ersten gekränkten Miene verstanden hatte, fassungslos an. „Aber mein Gott!“ stammelte sie endlich, „wenn nur der Maler ein Offizier ist —“

„Und wenn so das famose Erbe Ihrer Tochter verbleibt —“, sekte Struhsner hinzu.

„Ja, da es ihr nun bleibt —“, wiederholte Frau von Othen.

„Und wenn Fräulein Elisabeth bezieht, daß es eben kein Maler, sondern nur ein Dragoon ist,“ sagte Struhsner und wandte sich absehlend an Elisabeth, welche ihren Kopf wie bestürzt an Kloßbach's Schulter gelehnt hatte.

„Und wenn er Baron ist —“, sprach Frau von Othen schon müthiger.

„Und sich unsere heraldische Elisabeth in Bezug auf die Bemeggründe zu dieser Werbung einer ungetrübten reinen Freude hingeben kann —“, sagte Struhsner herzlich.

„Ja, da sie nun so glücklich ist —“, lächelte Frau von Othen.

„So habe ich das von Ihnen ganz unglücklich lebenswürdig, gnädige Frau, daß ich gleich mit dem nächsten Antritte von Hannover bergedampft find, um hier das glückliche Paar zu segnen,“ endete Struhsner. Er bot der noch immer bestürzt aussehenden Dame den Arm und führte sie zu Gertrud, an deren Brust Elisabeth schluchzte.

„Nun, Trüden, tummle dich und schaffe ein Verlobungsmahl,“ sagte Struhsner, indem er verloben aber herzlich Kloßbach's Hand drückte, dann nahm er sein Weibchen an die Schulter, schob sie vor sich her zur Thür hinaus und ließ Mutter, Tochter und Sohn allein. —

Im Herbst aber war die vielumwobene reiche Erbin eines glücklichen Mannes glückliche Gattin. „Es that nicht noth, daß ein Fremder kam, um uns den Goldschiff wegzuschnappen,“ brummete die Herrin Hannover's.

Nun, ihr Verren, es war kein Glückbrüter gewesen, es war ein braver Mann, der es verstand, um Liebe zu werden, indem er selbst nur mit seinem Herzen und nicht mit Dingen rechnete, die allezeit nie etwas mit edler Hebe zu thun haben werden.

E n d e

Bunte Zeitung.

Zur Charakteristik Richard Wagner's. Das unter dem Titel Wagner, wie ich ihn kannte, erschienene Memoirenwerk Ferdinand Ragner's, aus dem wir bereits die Geschichte von Wagner's Jugendleben mittheilten, enthält interessante Angaben über den Charakter Wagner's. Träger bewundert dessen Willenskraft, rühmt seine Energie, aber er verbeimlicht auch die Schwächen in Wagner's Charakter nicht. „Mit der wachsenden Erkenntniß seiner eminenten Begabung,“ erzählt Träger, „und später durch die ganz unverwartet glückliche Lage wuchs in Wagner ein ein solch gewandtes Gefühl, welches ihm frühere Verbindungen und Verhältnisse mit untergeordneten Naturen verweisen lieh. Er nahm von seinen Freunden die hingebendsten Opfer an, ohne die geringste Anerkennung und Dankbarkeit zu zeigen. Wenn er es für seine Pflicht hielt, gerade herauszusprechen, dann kimmerte er sich gar nicht darum, ob seine scharfe, heisende Kritik die tiefsten Wunden schlug, und doch war er selbst aus Empfindlichkeit gereizt und verletzt durch den geringsten Tadel. Seinen Hang zum Luxus nennt Wagner selbst „larnapalisch“. Träger kommt wiederholt darauf zu sprechen, daß

Wagner von Entfugung seine Idee hatte — nicht in seinen großartigen Bühnen-Unternehmungen, nicht in gewöhnlichen Leben. Seine Bedürfnisse überließen immer seine Mittel, und das Vermögen eines Monte Christo wäre ihm, wie er oft selbst gesagt, nicht zu viel gewesen. Er schenkte sich unausdrücklich nach einem Reichthum, der ihm gelastete, allen luxuriösen Bedürfnissen die Fügel schieben zu lassen. In seinen Bequemlichkeiten, Stoffen, kostbaren Geschenken z. konnte er keine Einschränkung, mochte auch seine Nothdurft nicht entfernt dazu ausreichen. Aus dem Bedürfnis, alle möglichen Genüsse als Luxus zu besitzen, hatte er sich das Schmutzen angeeignet und plagte sich mit dem Neuzen. Er bildete nur Seide auf dem bloßen Körper, trug bloß seidene Schalschürze und hatte sogar das Futter und alle Fäden seiner Kleider von Seide. Das gab einmal eine förmliche Lustspielzene bei einem Modistin in London, der dem Kompositisten versicherte, daß selbst die reichsten und vornehmsten Lords nur Baumwolle dazu brauchen. „Ja, ja,“ rief Wagner in komischer Wuth, „das ist der Geist des Jahrhundert's, alles nur Fittlergold; wie Geibel sagt dem Grabe: Blumen draußen, drinnen aber Weh.“ Unterfangt und wessend — allerdings sehr verdichteten von Wagner's gebrudert Urtheile — ist seine Neuzerung

